

DRITTES KAPITEL: PEKING

Die Uni

Nicht ganz so neugierig, wie die anderen in unserer Gruppe, aber doch in gespannter Erwartung, landete ich zum zweiten Mal in Peking. Peter und ich hatten beide den erwünschten Studienplatz an der Beida bekommen.

Wiederum war es im angenehmen Monat September, und als unsere Gruppe die Ankunftshalle des Flughafens betrat, nahm ich sofort einen vertrauten Geruch wahr: Bohnerwachs und Desinfektionsmittel, vermischt mit Kerosin.

Es war Fröhlabends und wir wurden von einem unergründlich grinsenden Mitarbeiter unserer Botschaft, Herrn Root, abgeholt. Draußen wartete der Botschaftsfahrer in seinem Kleinbus. Er fuhr mit uns eine große Runde, da wir an verschiedenen Instituten untergebracht waren. Die anderen würden nur einige Tage in Peking bleiben, bevor sie zu ihren Universitäten in verschiedenen Städten des Landes reisen würden. Im Zentrum der Stadt verabschiedete sich Herr Root mit der Mitteilung, dass wir uns am nächsten Tag in der Botschaft melden sollten.

Beida war Endstation, und als wir durch das Haupttor über dem Campus fuhren, war es inzwischen dunkel geworden, und man konnte nicht viel erkennen.

Ausländische Studenten wurden untergebracht in einem neuen Gebäudekomplex mit dem Namen: *Shaoyuan Lou* (*Lou* bedeutet „Gebäude“). So weit ich einschätzen konnte, war die Entfernung zwischen Haupttor und Shaoyuan Lou so groß, dass sich schon alleine deswegen die Anschaffung eines Gebrauchtfahrrades lohnte. Die Botschaft lieb keine Fahrräder mehr aus.

Der Fahrer setzte uns vor dem Hauptgebäude ab. Shaoyuan Lou umfasste fünf Gebäude, die mit Nummern gekennzeichnet waren. Das zweigeschossige Hauptgebäude ausgenommen, waren sie fünf Stockwerke hoch. Um einen rechteckigen, spärlich bepflanzten Hof herum standen die vordersten drei: In der Mitte das Hauptgebäude Nr. 2, flankiert von den Gebäuden 3 und 4. Letztere standen im rechten Winkel zu dem Hauptgebäude. Hinter diesen drei befanden sich die Gebäude 4 und 5.

Im Eingang eines jeden Gebäudes befand sich die unvermeidliche Pförtnerloge, und nachdem wir uns im Hauptgebäude beim *Shifu*, dem Pförtner, angemeldet hatten, durfte auch der Fahrer sich endlich verabschieden.

Mir war ein Zimmer im vierten Stock von Gebäude 3 zugeteilt worden. Peter würde im zweiten Stock des Hauptgebäudes wohnen, und ich begleitete ihn zu seinem Zimmer. Es war ganz still, wir begegneten niemandem.

Ich spürte eine freudige Erregung. Alles war irgendwie noch wie damals: Die Gerüche, die sommerwarme Luft und der Beton.

Peter hingegen ging mit deprimierter Miene neben mir her. Eigentlich hatte er keine große Lust gehabt, nach China zu gehen. Er hat mir nie wirklich erzählt, warum. Er hatte keine Freundin, war sehr begabt und war im Studium immer zügig vorangekommen. Ich hatte ihm ein bisschen ins Gewissen geredet: Ein Sinologe müsse heutzutage doch wenigstens **einmal** in China gewesen sein, und mit seinen Talenten würde er unendlich mehr lernen als der Durchschnittsstudent. Darüber hatte er nachgedacht und schließlich seinen Antrag gestellt.

Sein Gesicht war seit dem Abflug immer länger geworden, und er hatte jetzt anscheinend einen emotionalen Tiefpunkt erreicht. „Morgen wird’s ihm wahrscheinlich schon besser gehen“, dachte ich. Schließlich war alles noch neu und unbekannt, es war schon spät, und wir hatten Jetlag. Ich war erleichtert, dass er keinen Zimmergenossen hatte, wie es eigentlich üblich war; **das** hätte ihm heute Nacht den Rest gegeben!

Ich sagte ihm Gute Nacht und begab mich zu meinem Gebäude. So bald ich den Eingang betrat, schaute in der Pförtnerloge ein Greis von seinem Buch auf. Wieder ein vertrauter Anblick: der forschende Blick, der Teebecher mit Deckel, die Thermoskanne und das Bett im Hintergrund. Ich grüßte höflich und stellte mich mit Namen und Nationalität vor.

Der übliche, leicht erstaunte Ausdruck: „Holland ...?“, aber freundlich, wie es die alten Leute meistens sind.

Ich erfuhr, wo sich die Mensa befand (ebenerdig auf der Rückseite des Hauptgebäudes), wann die Öffnungszeiten waren, und dass es keine getrennten Männer- und Frauengebäude gab, wie zum Beispiel am Sprachinstitut, sondern nur Männer- und Frauenflure. Er zeigte auf das Zimmerchen gegenüber seiner Loge: Das Taxibüro und der Aufenthaltsraum für die Fahrer. Taxifirma im Hause?! Welch ein Luxus! Schließlich gab er mir noch die Telefonnummer von Shaoyuan Lou und

reichte mir den Schlüssel, mit der Mitteilung, dass ich eine Zimmergenossin aus Deutschland hätte.

Ich trug meinen Rucksack zum vierten Stock. Ich war gefasst auf die dunkle Enge im Stil des Sprachinstituts, aber das Gebäude sah eigentlich recht freundlich aus. Die Flure waren neuer, geräumiger und gepflegter, die Farben frischer. An den Decken waren an bestimmten Stellen Lautsprecher installiert. Wenn bei dem Shifu unten ein Anruf für jemanden einging, dann wurde die Zimmernummer dieser Person im Flur aufgerufen. Es hieß dann, hinunterzurrennen, bevor der Shifu einen aufgegeben hatte und auflegte.

Auf jedem Flur befanden sich große Waschräume und Duschkabinen; an der Tür zu dem Duschaum waren die Warmwasserzeiten angekündigt: Morgens und abends jeweils einige Stunden. Warm duschen konnte ich also erst am nächsten Morgen. Auch hier gab es die Hock-Klos, die ich und viele andere schätzen gelernt hatten und die von manch' einem schwergewichtigen Ausländer gefürchtet wurden. Ich stellte erleichtert fest, dass der Kessel mit abgekochtem heißem Trinkwasser sich im Flur befand. Auch dies ein Luxus im Vergleich zum Sprachinstitut, wo man mit seiner Thermoskanne zum Erdgeschoss latschen musste.

Ich erwartete meine Zimmergenossin schlafend im Bett anzutreffen. In der Tat lag unter einem der Betten ein Koffer, aber ansonsten gab es kein Anzeichen, dass hier jemand wohnte. Es gab keine Vorhänge vor dem Fenster und keine Matten auf dem kahlen Betonboden. Es gab weder Gebrauchsgegenstände noch Kleidung.

Das Zimmer hatte die übliche Ausstattung: Für jeden ein Bett, einen Schrank, einen kleinen Schreibtisch mit Stuhl, ein kleines Regal für Bücher und Nippes und eine Thermoskanne. Da ich noch gar nicht müde war, packte ich in Ruhe meine Sachen aus, räumte sie ordentlich in den Schrank und nahm meinen Tisch in Besitz. Ich holte heißes Wasser, um mir, trotz der späten Stunde, einen Kaffee zu machen. In weiser Voraussicht hatte ich Nescafé und einen Becher mitgebracht. Während ich genussvoll trank, überlegte ich schon, was ich am nächsten Tag kaufen wollte. Eine Schreibtischlampe war natürlich ein Muss und Stoff für die Vorhänge. Nicht sosehr als Sichtschutz, das war nicht so notwendig im vierten Stock, sondern als Lichtschutz und im Winter gegen die Kälte.

Ich schaute aus dem Fenster. Unter mir lag im Dunklen der schlafende Campus.

Trotzdem würde es nicht mehr lange dauern, bevor die ersten aufstanden. Für Chinesen begann der Tag immer sehr früh. Ich fühlte mich schon zu Hause.

Innerhalb weniger Tage hatten wir das Alltagsleben im Griff. Mit unserem Wohnkomplex Shaoyuan Lou hatten wir uns sehr schnell vertraut gemacht. In Gebäude 2 befanden sich nicht nur Studentenzimmer, sondern auch Funktionsräume: etwa Unterrichts- und Versammlungsräume, das Post- und Telefonzimmer und ein Büro des Auslandsamtes. Im Eingang von Gebäude 1 befand sich das „Wäschezimmer“: Hier konnte man einen Wäschesack abgeben. Viele wuschen aber ihre Sachen selbst und benutzten ganz traditionell Bürste und Waschbrett. Von dem Taxidienst im Eingang von Gebäude 3 wurde rege Gebrauch gemacht, vor allem von den ausländischen Gastdozenten, Wissenschaftlern und sonstigen Gästen der Beida, die untergebracht waren in den Gebäuden 4 und 5.

Der Campus war recht hübsch. Es gab einen großen See, grüne und stille Plätzchen und Ecken und Gebäude in traditionellem Stil mit geschwungenen Dächern. Beida atmete die Atmosphäre einer alten, renommierten Universität mit einer bewegten Geschichte.

Am ersten Tag waren wir zur Botschaft gefahren. Wie erwartet bekamen wir unser Geld, erfuhren alles, was man als Student in China wissen sollte und wurden vor Krankheiten gewarnt. Unser Betreuer, Herr Root, hatte als Kontaktperson zwischen uns und dem Erziehungsministerium natürlich unsere Stipendiansanträge gelesen. Unsere in diesen ausgeführten Forschungsthemen kommentierte er als „eindrucksvoll“, wobei der ironische Ausdruck auf seinem Gesicht das Kompliment Lügen strafte. Ich konnte es ihm nicht verübeln, denn ich zum Beispiel hatte mein Thema vor allem erfunden, um die Geldgeber zu beeindrucken. Jetzt fragte ich mich, wie ich jemals etwas vernünftiges zu diesem Thema würde schreiben können. Als ich noch mitten in der Krise um Jan steckte, war mir der Gedanke, täglich stundenlang an Schreibtisch und Büchern gebunden zu sein, gar nicht so abwegig erschienen. Aber das war mal. Ob mein Feriengefühl noch lange anhalten würde ...?

Herr Root verabschiedete sich mit einem Grinsen, das eigentlich ein unverbindliches Diplomatenlächeln sein sollte; was dabei rauskam hielt die Mitte zwischen Erheiterung und Zynismus. Die Gruppe zer-

streute sich. Jeder ging seines Weges: Tschüss, bis *Sinterklaas* (dem Nikolausfest)!

Peter und ich begaben uns zuerst zu einem großen Buchladen im Herzen Pekings.

Hier müsste ihm doch das Herz aufgehen! Und in der Tat schaute er sich interessiert um, seine Begeisterung hielt sich aber noch in Grenzen.

Anschließend schleppte ich ihn zum *Beijing Fandian*, dem Peking Hotel, das sich um die Ecke befand. Eine Tasse Kaffee in vornehmer Abgeschlossenheit vom gemeinen Volke würde ihn vielleicht empören und somit von Trübsal ablenken.

Zu dem Zeitpunkt wusste ich noch nicht, dass das Peking Hotel für die schnelle Geschäftswelt, die in China immer mehr an Bedeutung gewann, zunehmend als hausbacken und altmodisch galt. Denn in einiger Entfernung von ihm hatte man ein modernes *joint venture* Hotel eröffnet, dessen Personal geschult wurde, um internationalen Standards zu entsprechen. Oberste Priorität hatte natürlich das Erlernen von Englisch und von dem richtigen Dienstleistungsbewusstsein. Die Manager kamen aus Hong Kong und erlaubten keine Schlamperei im Betrieb!

Mochte der Kaffee im neuen Hotel auch um einiges besser sein und die Bedienung nichts zu wünschen übrig lassen; dafür konnten im Peking Hotel Studenten, Globetrotter und sonstige Minikapitalisten sich noch wohl und ungezwungen fühlen. Denn in der glanzvollen Lobby des „neuen“ dürfte man durch die Anwesenheit zahlreicher Businessanzüge leicht in einen Krampf verfallen und das dringende Bedürfnis verspüren, schnell zu kontrollieren, ob man genug Geld dabei hätte.

Wie dem auch sei, das alles lernte ich erst später. Heute führte ich zunächst Peter an dem „Ni hao“ nickenden Sicherheitspersonal in Zivil vorbei, Richtung Speisesaal. Kaum hatten wir diesen betreten, hörten wir eine erstaunte Stimme meinen Namen rufen: „Wanda!“

Ich drehte mich um. Von einem Tisch war ein Mann aufgestanden, den ich sofort erkannte.

Verblüfft ging ich auf ihn zu. Es war Nils, mein ehemaliger dänischer Kommilitone aus Meifang, der Frauenheld aus Leidenschaft.

Er umarmte mich innig, während sämtliche Köpfe sich zu uns drehten. Die Kellner und Kellnerinnen, inzwischen abgehärtet gegen westliche Gefühlsausbrüche schauten nicht lange hin. Wir plapperten gleichzeitig drauf los:

„Na, **so** ein Zufall!“

„Was machst **du** denn hier?!“

„Wie lange bist du schon hier?“

Wir setzten uns zu ihm. Er erzählte, er sei gestern mit dem Transsib in Peking angekommen. Er wolle, als selbstzahlender Student, noch einmal ein Jahr in China verbringen und sei eingeschrieben an der *Renda* (Abkürzung für *Renmin Daxue*: „Universität des Volkes“). Renda befand sich auf ungefähr 20 Minuten Radfahrt von Beida entfernt. Wir verabredeten uns für ein ausführlicheres Gespräch in den kommenden Tagen.

Meine Laune wurde immer besser: Kaum einen Tag in Peking und schon trifft man einen alten Bekannten!

Jetzt, da wir Geld von der Botschaft bekommen hatten, galt es zunächst, sich häuslich einzurichten. Indem wir die erforderlichen Einkäufe in den Läden und auf den Märkten außerhalb des Campus tätigten, lernte Peter die Umgebung der Uni kennen. Mir war der Haidian Distrikt im Nordwesten Pekings nicht unbekannt. Schließlich befand sich die Beida nicht weit entfernt von dem PLI, dem Sprachinstitut.

Für den Alltagsbedarf lieferte der Campusladen fast alles: Zahncreme, Seife, Toilettenpapier, Kekse, Nudeln, et cetera. Wer etwas „gehobener“ einkaufen wollte, fuhr zum Friendship Store, dem Freundschaftsladen, zu welchem nur Ausländer oder Chinesen mit Spezialausweis Zugang hatten. Hier bekam man alles, sozusagen, in Exportqualität: Lebensmittel, Kleidung, Kunsthandwerk, Fahrräder und so weiter. Wer ein Stipendium, Teilstipendium oder ein Gehalt von dem chinesischen Staat bezog, bekam einen Devisenausweis, der dazu berechnete, mit einheimischer Währung zu bezahlen. Ausgenommen von dieser Regelung waren importierte Waren, die mit *waihui* bezahlt werden mussten; dies waren modern aussehende Geldscheine, die man nur im Austausch gegen harte Währung erhielt. Auch wir hatten einen Devisenausweis.

Eine andere, angesagte Adresse wurde im Laufe der Zeit das *Jianguo Hotel*, wo man gegen schweineviel Geld unter anderem echte Bockwürste und Sachertorte kaufen konnte. Es hieß, das Jianguo beschäftige einen deutschen Küchenmeister. Unsereins ging natürlich nicht im Jianguo einkaufen, es war einfach ein zu teures Pflaster.

Ich war nie sehr anspruchsvoll, was das Essen anging. Aber wenn ich mal genug hatte von dem Sandwichbrot und den Dampfnudeln aus weißem Mehl, die die Mensa uns servierte, fuhr ich mit dem Fahrrad zum Sprachinstitut, dessen Campusladen echtes dunkles Brot verkaufte.

Das Fahrrad hatte ich schon sehr bald durch Nils Vermittlung von jemandem übernommen. Ich liebte es, durch die ländlich anmutende Gegend zu radeln. Vor vielen der kleinen Häuschen wuchsen hohe Sonnenblumen, und alte Leute saßen auf Schemeln in der Sonne. Manche betreuten ruhige Kleinkinder. Ein Bild, das mir vom vorigen Aufenthalt noch vertraut war. Sie strahlten die Gelassenheit eines zufriedenen Lebensabends aus, was man nur um so mehr bewundern musste, wenn man bedachte, durch welche leidvolle Zeiten die Volksrepublik in ihrer turbulenten Geschichte gegangen war. Sie wurden noch gebraucht, die Alten, was bei uns schon längst nicht mehr immer der Fall ist. Viele betreuten ihre Enkel oder kochten für die Familie. Ich konnte mich erwärmen für das konfuzianische Familienideal, drei oder vier Generationen in Harmonie unter einem Dach zu vereinen.

Von meinen Radfahrten kam ich immer völlig verstaubt und erhitzt zurück. Eigentlich trieb ich für mein Gefühl Dauersport. Die Entfernungen waren so anders als zu Hause.

Allein schon für den Fußweg vom Shaoyuan Lou zum Haupttor brauchte ich 20 Minuten.

Zum Sprachinstitut fuhr ich in meinem Tempo 20 bis 30 Minuten, ebenso zum Friendship Hotel, das auch eine beliebter Treffpunkt war. Hier waren unter anderem viele ausländische Dozenten untergebracht.

Aber auch bei schlechtem Wetter würde ich fit bleiben; schließlich wohnte ich im vierten Stock. Man konnte im Gebäude joggen, durch die langen Flure, alle fünf Stockwerke rauf und runter. Dies blieb immer hypothetisch, denn in Peking regnete es selten. Regelmäßig ging ich frühmorgens, zu Sonnenaufgang, joggen. Ich bildete mir ein, dass die Luft dann am saubersten war. Es hatte einen besonderen Reiz, in der Morgendämmerung an Pekings ländlichem Stadtrand entlang zu joggen, an Feldern, Häuschen und Hütten vorbei. Hähne krächten, kleine Kinder weinten protestierend, und Erwachsene kamen geräuschvoll gähnend heraus, um sich zu waschen und Wasser zu holen. Ich passierte immer die Karre des Dungsammlers, der unterwegs war, um die Nachteimer zu leeren. Häufig joggte ich an dem Sommerpalast vorbei, wo an der Busstation schon viele Leute warteten. Für viele galt, dass sie täglich mindestens zwei Stunden zur Arbeit fahren mussten.

Zurückgekehrt in Shaoyuan Lou, schlief alles noch, was nicht chinesisches war, aber die Mensa hatte die ersten süßen Dampfnudeln schon fertig. Diese waren gefüllt mit gesüßten Sojabohnen, und ich liebte sie, vor allem, wenn sie frisch und warm waren. Ich rannte dann

nach oben, um eine Schüssel zu holen, ließ diese großzügig füllen und rannte mit den Nudeln wieder hoch. In Windeseile hatte ich geduscht, und dann hieß es entspannt frühstücken. Aaah ...! Welch ein Genuss: Süße Dampfnudeln und Nescafé.

Der Tag hatte für mich schon längst begonnen, wenn meine Mitbewohner in die Mensa trudelten.

Die Mensa bestand aus einem großen Raum, der auch zur Partyfläche umfunktioniert werden konnte. Es war hier eigentlich recht angenehm. Nach dem Essen blieb man gerne noch etwas an den Tischen sitzen und plaudern.

Auch diese Mensa hatte ihre eigenen Gesetze. Zu Anfang blieb man in seinem „ideologischen Block“. So saßen einige ostdeutsche Studenten immer zusammen. Auch von den Russen, als diese später wieder willkommen waren in China, würden sie sich fernhalten. Die Russen wiederum, würden sich keineswegs abgeneigt zeigen von Kontakt zu den „Westlern“ und zu amerikanischen Zigaretten. Die Nordkoreaner blieben auch noch eisern unter sich, als sich der Krampf im Laufe der Wochen gelöst hatte, da man jeden Tag dieselben Gesichter sah. Die koreanischen Mädchen trugen eine gepflegte Dauerwellenfrisur und waren recht hübsch. Was sie von den anderen Bewohnern des Shaoyuan Lou hielten, blieb ein Geheimnis, denn sie waren verschlossen und distanziert.

Berüchtigt waren die Koreaner wegen ihrer „Strategie“ an der Essenausgabe. Wer an einem bestimmten Schalter stand und sich freute, dass sich nur wenige Personen vor ihm in der Schlange befanden, konnte betrogen auskommen, wenn eine dieser Personen ein Koreaner war. Denn nicht selten besorgte er gleich für mehrere Landsmänner das Essen. Das verlängerte nicht nur die Wartezeit, sondern führte manchmal auch zu herber Enttäuschung für die übrigen in der Schlange. Nämlich, wenn besonders beliebte Gerichte auf dem Speiseplan standen, die dann entsprechend schnell vergeben waren. Ich denke da zum Beispiel an *zha tudou*, gebratene Kartoffeln, die allseits beliebt waren und für die sich manche schon anstellten, noch bevor die Schalter geöffnet hatten. Wahrscheinlich erfreut sich keine Knolle in der Welt solch' universaler Beliebtheit, wie die Kartoffel.

Ich saß manchmal an einem Tisch mit Dozenten und Studenten aus der Bundesrepublik.

Einer von den Dozenten, Kurt, unterrichtete an der Beida Wirtschaft. Der andere war ein Gastprofessor, der hier nur ein Semester Literatur lehrte. Er hieß Egbert.

Ein nettes, älteres Professorenehepaar aus der DDR gesellte sich oft zu den Westdeutschen, und die Tischgespräche fanden immer in freundschaftlicher Atmosphäre statt. Der Professor war deutlich linientreu, aber seine Gattin erlaubte sich ab und an schelmische Witze über die DDR.

Obwohl ich mit den Deutschen Englisch sprach, konnte ich sie gut verstehen, denn meine Deutschkenntnisse waren seit dem Gymnasium noch nicht ganz eingerostet.

Kurt grüßte mich immer sehr freundlich, wenn wir uns in der Mensa trafen. Ich bildete mir ein, dass er nur mich so warm anlächelte. Nicht, dass es wichtig für mich war. Für mich war er nur „der Deutsche mit der Andenmütze und der Daunenjacke“. Beim Tischgespräch machte er keinen Hehl aus seiner Sympathie für linke Ideologie im Allgemeinen und für chinesische im Besonderen. Wenn er warmlief, konnte er recht streng werden.

„Wie ernst er alles nimmt, ein echter Linker!“, dachte ich manchmal, etwas erstaunt darüber, dass die Deutschen mit so viel Inbrunst über Politik reden konnten. Ebenso erstaunt war ich über die mangelhaften Englischkenntnisse der westdeutschen Mitbewohner.

Zum Glück gab es auch regelmäßig Anlass zu weniger theoretischen Tischthemen, nämlich, wenn der chinesische Alltag über die chinesische Politik obsiegt.

Etwa, wenn die Stromversorgung wieder mal zusammengebrochen war. Wenn die Pumpe für den Wasserturm nicht mehr funktionierte, wurde auch die Wasserversorgung in Mitleidenschaft gezogen. Ein Strom- oder Wasserausfall wurde meist rechtzeitig auf der Mitteilungenwand angekündigt, aber manchmal ereignete er sich auch unerwartet. Einmal stand ich mit einshampooniertem Kopf unter der Dusche, als plötzlich kein Wasser mehr kam. Es war die klassische Situation für einen Werbespot und musste natürlich unbedingt am Tisch erzählt werden. Auch die Warmwasserlage war manchmal prekär. Wer zu spät aufstand, den bestrafte das Wasser. Wenn man Glück hatte, bekam man noch die letzten lauwarmen Tropfen ab.

Für Ärger in den Damenduschräumen sorgte häufig das weibliche Personal. Da wir die sanitären Anlagen der chinesischen Häuser und

Wohnungen kannten, konnten wir gut verstehen, dass sie das Privileg, jeden Tag warm duschen zu können, voll auskosteten.

Nur nahmen die Damen auch ihre Waschschüssel mit in die Kabine und wuschen nicht nur sich selbst, sondern auch zeitaufwendig ihre Kleidung. Proteste, dass andere auch noch in den Genuss warmen Wassers kommen wollten, ließen sie an sich abprallen. Und so warteten wir zähneknirschend in der Schlange, aber niemand wollte diejenige sein, die sich bei der Leitung beschwerte.

Obwohl Wasser in Peking ein sehr besorgniserregendes Thema war und ist, ließen einige nordkoreanische Genossen es manchmal verschwenderisch laufen. In Ermangelung eines Kühlschranks kühlten sie ihr Obst, indem sie es in einer Schüssel unter laufendem Wasserhahn stehen ließen.

Die wissenschaftlich-akademische Seite meines Aufenthaltes konnte in den drei Wochen, die mich noch von Jans Besuch trennten, natürlich noch nicht so berücksichtigt werden.

Diese Wochen waren gefüllt mit Streifzügen durch Peking und mit dem Kennenlernen der Kommilitonen.

Meine deutsche Zimmergenossin, Luise, hatte ich genau ein Mal gesehen. Und zwar, als sie hereinschnitt, um ihren Koffer zu holen und sich zu verabschieden. Denn in einer Woche würde sie nach Deutschland zurückkehren. Sie hatte die ganze Zeit mit ihrem Freund, einem sudanesischen Studenten, zusammengewohnt. Jetzt, nach zwei Jahren, fand sie es an der Zeit, nach Hause zu gehen.

Ob sie denn nicht traurig sei, ihn zu verlassen, wollte ich wissen.

Ja schon, ein bisschen; aber nur seinetwegen könne sie ja nicht in China bleiben. Man habe im vornherein gewusst, dass man eine Beziehung auf Zeit führe. Ihr Studentenvisum sei abgelaufen und sie habe eine Stelle in Deutschland bekommen.

Ähnliche Geschichten über exotische Liebschaften hörte ich regelmäßig in China. Ich fragte mich dann, wie man sich fühlte, wenn man seine(n) Liebste(n) zurückließ. Ich fragte mich, wie ein Beziehungspartner nur für zwei Jahre wichtig sein konnte. Ich lernte einiges über die Liebe in China, oder vielleicht soll ich besser sagen, über die sexuellen Abenteuer.

Bettenkenner par excellence war der Genosse Nils, Student im Hauptamt und Frauenheld im Ehrenamt, aber in Wirklichkeit war es umgekehrt. Nils war einige Jahre über 30 und hatte schon graue Streifen im

Haar. Er war ein attraktiver, reif aussehender Mann. Da ich nie seinem Charme unterlag, konnte ich unbefangen mit ihm reden.

Er trug Sex in die Welt hinaus, wie ein Apostel das Evangelium, und er hatte sein Jagdgebiet neulich sogar auf Chinesinnen ausgeweitet. Für letztere konnte dies immer noch eine heikle Sache sein, auch wenn China in den letzten Jahren wieder ein Stück liberaler geworden war. Er fand, dass alle Menschen das Recht hätten, ihre Sexualität unverklemmt und in Freiheit zu leben. Das fand ich auch. Nur konnte ich mir Sexualität nicht außerhalb einer Beziehung vorstellen, während er gerne überall Blumen pflückte. Manch eine Studentin verliebte sich in ihn und musste leiden, weil sie Nils falsch verstanden hatte. Einmal hatte Nils sich über die Prostitution als Institution empört und überhaupt über die Tatsache, dass es Frauen gab, die Sex gegen Geld verkauften. Wie unwürdig und wie kalt und wie ...! (Weitere Adjektive waren gefolgt.) Plötzlich hatte er mich mit bohrendem Blick angeschaut und gesagt: „Wanda, wenn du auch nur **ein Mal** Geld nimmst für Sex, werde ich **nie** wieder mit dir reden!“

Die Idee an sich war so mega-absurd, dass ich lachen musste und überhaupt, für wie wichtig hielt er sich? Nils benahm sich mir gegenüber manchmal wie ein großer Bruder, unter dessen Zuständigkeit es auch fiel, mich vor bestimmten Herren zu warnen. Vielleicht mochte er mich vor allem, weil ich ihn hin und wieder unbeabsichtigt zum Lachen brachte.

So besuchte ich ihn mal in seiner Uni, Renda. Wir hatten einen Tee getrunken und er zeigte mir den Campus und die kleine Klinik. Er plauderte mit Ärzten und Patienten, und wie immer, waren alle sehr angetan von seiner Charme.

Inzwischen tat der Tee seine Wirkung, und ich suchte schleunigst eine Toilette auf.

Dies hier waren echte chinesische Toiletten, und das bedeutete, dass die Kabinen keine Türen hatten; man war ja schließlich unter Geschlechtsgenossen. Kaum war ich fertig und wollte den Raum verlassen, kam ein Mann herein, der einen erschrockenes „Ajo!“ ausstieß.

Es war sehr peinlich, dass ich mich versehentlich auf der Herrentoilette befand, und so schob ich mich mit einem Pokergesicht an dem verblüfften Mann vorbei. Nils lachte sich kaputt: „Du bist echt bekloppt, Wanda! Das passt nun wieder zu dir!“

In den meisten Gesprächen, die ich mit Nils und anderen führte, tauchte das Thema **Studium** kaum auf. Es schien niemanden zu interessieren.

Auch die Schulleitung schien es aufgegeben zu haben, die Ausländer zu „organisieren“.

Ich war offiziell eingeschrieben in der Fakultät für Geschichte, und es hatte die obligatorischen Versammlungen zum Studienprogramm gegeben. Man hatte seine „Fachgenossen“ kennengelernt, und somit war die Zahl der „Fremden“ in der Mensa wieder gesunken. Die akademische Realität sah so aus, dass die Ausländer nach Lust und Laune die Vorlesungen besuchen konnten, und dass niemand die Leistungen oder Fortschritte kontrollierte oder prüfte. Es war jedem selbst überlassen, wie viel Gewinn er aus dem Jahr ziehen wollte.

Schon eine Woche nach meiner Ankunft hatte ich, durch Vermittlung einer neuen Bekannten von Nils, eine kleine Übersetzungsarbeit übernommen. Ich sollte für einen Professor einen chinesischen Text ins Englische übersetzen. Da ich dafür stundenlang am Schreibtisch saß, hatte ich vorläufig kein schlechtes Gewissen, dass ich noch keinen Vorlesungssaal von innen gesehen hatte.

Nils Bekannte war eine Hong Kong-Chinesin, die sich für eine Forschungsarbeit eine Zeit lang an der Beida aufhielt. Sie hieß Yuhua, war verheiratet, aber ohne ihren Mann in Peking. Sie war nicht wirklich hübsch, aber sie fiel auf durch ihre hohen Wangenknochen und den ruhigen, etwas melancholischen Blick. Ich konnte Nils Faszination verstehen, aber sie lächelte nur über sein Interesse. Ich war gerührt, als ich mal sah, wie Nils versuchte, ihr im Innenhof des Shaoyuan das Fahrradfahren beizubringen. Ohne Nebenabsichten, einfach so, weil er nett sein wollte.

Yuhua strahlte eine Tiefe aus, die mir auf dem Campus noch nicht begegnet war. Sie sprach perfekt Englisch, was sogar in Hong Kong nicht selbstverständlich war. Sie sei ganz und gar nicht begeistert über die Forschungsbedingungen in China, sagte sie mir mal. Und auch nicht über die politische Situation. Trotzdem: Sie sei Chinesin und Hong Kong eine britische Kolonie. Und deswegen bleibe sie eine zweit-rangige Bürgerin im eigenen Land! (Eine vertraute Saite klang in mir an.)

Sie war sehr schlicht gekleidet, fast provinziell, ganz anders als die modebewussten jungen Frauen, die man in Hong Kong traf. Sie hatte eine philosophische Aussicht auf das Leben, die sicher nicht typisch war für eine Hong Kong-Chinesin. Eines Tages sprachen wir über das Thema „Freiheit“. Sie erzählte mir, dass sie sich einmal in ihrem Leben

wirklich frei gefühlt hätte; das war zu einem Zeitpunkt, als sie nur noch einen Cent in der Tasche gehabt hatte.

Nichts mehr zu verlieren zu haben soll Freiheit sein? Ich wusste es nicht.

Eine subtile Traurigkeit umgab Yuhua wie ein hauchdünner Schleier. Über ihren Mann sprach sie nie, und auf die pan-chinesische Frage, ob sie ein Kind hätte, antwortete sie schlicht: „Nein.“ Ich verstand, dass man dieses sensible Thema besser ruhen ließ. Aber später erzählte sie mir, dass ihr Mann gerne Kinder hätte, sie aber nicht. Ein schier unlösbares Dilemma in einer Ehe. Ich wunderte mich. Gewiss gab es nicht viele chinesische Frauen, die freiwillig kinderlos blieben.

Ich bedauerte es sehr, als sie nach kurzer Zeit wieder ging. Wir tauschten Adressen aus. Würde sich jemals die Gelegenheit ergeben, dann sollte ich sie in Hong Kong besuchen.

Da ging jemand, die mir eine echte Freundin hätte sein können. Als wir uns verabschiedeten, empfand ich einen leichten Wehmut darüber, dass ich nie echte Freunde gehabt hatte. Die wenigen Freundschaften, die ich im Laufe der Jahre geschlossen hatte, waren nicht von Dauer gewesen. Die Leute verschwanden einfach aus meinem Leben, und selbst wenn ich versuchte, in Kontakt zu bleiben, ließen sie irgendwann nichts mehr von sich hören. Früher einmal hatte ich gedacht, dass zumindest meine Kindheitsfreundin Tanja den Kontakt nie abbrechen lassen würde. Aber auch sie ließ, seitdem sie verheiratet war, kaum noch etwas von sich hören und auch nur dann, wenn **ich** die Initiative ergriff.

Wahrscheinlich war ich für niemanden wichtig oder interessant genug, und über Peking machte ich mir auch keine Illusionen. Ich würde in diesem Jahr nette Leute treffen und sie wieder aus den Augen verlieren. Sei es drum!

Die Tatsache indes, dass ich die Stätte des Lernens sogar während des Semesters zwei Wochen verlassen würde, um Jan zu begleiten, belastete mein Gewissen keineswegs. Schließlich würde ich eine Art „Feldforschung“ betreiben. Landeskunde und Sprachverbesserung würden zum Zuge kommen. In „Ausländervierteln“, wie das Shaoyuan Lou, war man ja zu sehr versucht, Englisch zu sprechen. Chinesisch sprach man nur mit „Exoten“: Etwa mit Koreanern und Japanern und mit manchen Afrikanern, wenn das Schulfranzösisch nicht ausreichte.

Jan hatte ein Telegramm geschickt, dass er via Hong Kong einfliegen würde. An einem herrlichen Spätsommerabend war es dann so weit.

Ein Taxi fuhr im Innenhof vom Shaoyuan vor, und heraus kamen Jan und ein riesiger Rucksack. Einen Moment wunderte ich mich über seine Erscheinung. Er sah, gekleidet in Jeans und Hemd, eigentlich aus, wie die meisten hier. Und doch wirkte er irgendwie fehl am Platz. Dann wurde mir klar, dass ich Jans Bild inzwischen gespeichert hatte als „seriösen Mann im Anzug“. Laura, die den Beschreibungen nach, immer sehr gepflegt angezogen war, hatte schon bald nachdem sie sich kennengelernt hatten, ihren zivilisierenden Einfluss geltend gemacht.

Wir begrüßten einander wie langjährige Freunde es tun: Herzlich und erfreut. Wir hatten abgemacht, dass wir, um Probleme mit den strengen Moralauffassungen der Chinesen zu vermeiden, für die Dauer der Reise „Verlobte“ sein würden.

Mit breitem Lächeln, verliebtem Blick und den Worten: „Dies ist mein Verlobter“ (und komischerweise fühlte es sich noch nicht mal so verkehrt an ...), lotste ich ihn an den wachen Augen des Shifus vorbei. Dieser verzichtete daraufhin auf unbequeme Fragen, etwa bezüglich des Mietens eines Gästezimmers.

Auch Peter freute sich über Jans Ankunft. Er hatte sich noch mit niemandem angefreundet, und so war der Besuch eine willkommene Abwechslung.

In den nächsten Tagen führte ich Jan auf dem Campus und in Peking herum. Es machte mir Spaß, mit meinen Chinesischkenntnissen anzugeben. Er fand alles faszinierend. In der Mensa hatte ich ihn, je nachdem mit wem wir zu Tisch saßen, einigen Leuten vorgestellt, und er schien sich unter uns wohl zu fühlen. Einmal zeigte ich diskret auf Kurt, der gerade in der Schlange am Schalter stand.

„Siehst du den da, mit dem Schnauzbart? Der ist immer **sehr** nett zu mir. Vielleicht hat er ein Auge auf mich!“

Jan schaute kurz hin, und wie zu erwarten äußerte er nur ein Wort: „*Mof!*“¹⁰

Ich musste lachen, weil es so zu ihm passte.

„Und da ...“, ich zeigte auf einen Tisch hinten im Saal, „da sitzen **echte** Ostdeutsche!“

An dem Tisch saßen zwei Studenten, die bestimmt schon fast 30 waren, wenn nicht älter. Sie schienen immer zusammen zu sitzen. Ich senkte meine Stimme auf konspirativ: „Einer von ihnen sieht man wenigstens ab und an lächeln, aber der blonde ...! Der trägt häufig eine

¹⁰ Spitzname für „Deutscher“.

schwarze Lederjacke. Und dann hat er auch noch so 'nen strengen und verschlossenen Blick!“

„James Bond lässt grüßen!“, sagte Jan ironisch. Als gute Intellektuelle leisteten wir uns oft Witze über den Kalten Krieg. Über die Amerikaner würden wir ein anderes Mal herziehen.

Das Dauersonnenwetter hielt an. Und Jans Urlaubsstimmung wurde nur zum Ende seines Aufenthaltes in Peking ein wenig getrübt. Er war verwegen genug gewesen, an der Großen Mauer bei einem Straßenstand ein Eis zu essen. Das Ergebnis war ein Megadurchfall. Zum Glück hatten wir ausreichen Hock-Klos im Gebäude, zu denen sich Jan übrigens anerkennend geäußert hatte: Sie seien aus ergonomisch-physiologischer Sicht sehr verdauungsfreundlich. Eigentlich war Nahrungsverzicht angesagt, aber er ging trotzdem mit zur Mensa, wo er sehnsüchtig auf unsere Teller schaute. Es gab Auberginen, mein Lieblingsgemüse, und ich hatte mir eine Doppelportion geholt. Jan konnte nicht widerstehen und nahm sich einige Häppchen. Kaum waren wir zurück im Zimmer, bekam er einen heftigen Krampfanfall und ich einen Lachanfall. So, wie er sich stöhnend krümmte: Wie eine Szene aus einer Slapstickkomödie!

„Was soll's, Jan“, sagte ich, noch nachlachend. „Der eine hat Durchfall, der andere Verstopfung!“

Verstopfung bekam ich, wenn ich tagelang Reis gegessen hatte.

„Du musst doch zugeben, dass mein Problem mit mehr Unbequemlichkeiten einhergeht, als deins“, erwiderte er mürrisch, während er Medikamente aus dem Rucksack kramte. Die stärksten, die er hatte, denn am nächsten Tag würden wir Peking verlassen und unsere Reise antreten.

Ich hatte am Bahnhof Fahrkarten nach Tai'an gekauft, unserem ersten Reiseziel. Jan wollte gerne den heiligen Berg Taishan erklimmen. Die Verkäuferin hatte mich von ihrem kleinen Schalter aus betont misstrauisch beäugt. Möglicherweise hielt sie mich für eine Chinesin, die es mit einem Ausländer trieb. Als ich meinen Devisenausweis vorlegte, erkannte sie meinen Studentenstatus und zögerte kurz, uns die Karten zu geben. Wie die chinesischen Studenten durften auch wir ohne triftigen Grund die Stadt während des Semesters eigentlich nicht verlassen. Obwohl man bei Ausländern nicht so streng war, war ich trotzdem erleichtert, als ich die Karten in der Hand hielt.

Für mich war es der dritte Besuch, ich durfte also mit viel Segen des heiligen Berges rechnen. Wir begannen den Aufstieg bei mildem

Sonnenwetter. Die Atmosphäre am Berg war gelassen und freundlich. Anders als vor einigen Jahren, befanden sich nicht wenige ausländische Touristen am Berg, und viele Pilger waren unterwegs. Wir beobachteten Zeichen von Frömmigkeit: In den Tempeln und Pavillons wurden, von meist älteren Leuten, Weihrauchstäbchen gebrannt und Gebete gemurmelt. Hie und da sahen wir Jugendliche, die es ihnen spöttisch und unter Kichern nachmachten. Sie hatten nur die KP als Religion kennengelernt.

Ab und zu passierten uns Männer mit muskulösen Waden unter den hochgerollten Hosenbeinen, die in unglaublich hohem Tempo Lastkörbe hinauftrugen. Sie versorgten unter anderem die Verpflegungsbuden entlang des Weges und die Herberge auf dem Gipfel. Ich sprach einen Mann an, und er erzählte mir, dass er mindestens zweimal am Tag hinaufging.

Jan war gesundheitlich wiederhergestellt und bewies Kondition. In guter Verfassung erreichten wir den Gipfel. Oben angekommen, stellte sich heraus, dass wir Glück hatten, überhaupt noch ein Zimmer zu bekommen. Die Küche wollte eigentlich schon schließen und konnte uns nur noch „Einfaches“ servieren. „Egal“, sagte ich und fügte in Gedanken hinzu: „Hauptsache: Viel!“ Mein Wunsch sollte erfüllt werden.

Als wir das Restaurant betraten, machten sich gerade die letzten Gäste auf, zu gehen. China war wirklich allzu klein. Es waren Kurt und Egbert (der Gastprofessor für Literatur) mit ihrem Dolmetscher.

Kurt zeigte freudige Überraschung und begrüßte mich herzlich. Wir tauschten einige Höflichkeiten aus, bevor sie gingen und wir uns zu Tisch setzten.

Wir standen zeitig auf, um den Sonnenaufgang zu genießen. Anschließend erwies sich der Abstieg als eine größere Strapaze für Jan als der Aufstieg. Jedenfalls stöhnte er alle hundert Stufen über Knie- und Wadenschmerzen.

Seine Beine hatten jedoch auf der über sieben Stunden langen Bahnfahrt nach *Qingdao*, unserer nächsten Reisesation, ausreichend Gelegenheit, sich zu erholen. Qingdao, an der Ostküste der Provinz Shandong, war bekannt wegen ihrer deutschen Vergangenheit.¹¹ Außerdem war sie die Heimatstadt von meiner ehemaligen Zimmergenossin, Wang Minghuo. Jan war fasziniert von den Häusern in europäischem Stil. Wir machten entspannte Spaziergänge am Meer und besuchten Wang Minghuo, die inzwischen einen ehemaligen Mit-

¹¹ Qingdao wurde Ende des 19. Jahrhunderts für 99 Jahre von den Deutschen gepachtet.

studenten geheiratet hatte. In einem Hochhaus bewohnte das Ehepaar ein Zweizimmerapartment, das winzig war, aber nach chinesischen Maßstäben als gehoben galt. Sie erzählten, wie für sie nach der Uni ein großer Wunsch in Erfüllung gegangen war: Auch der Ehemann hatte in seiner Heimatstadt Qingdao eine Stelle bekommen. Minghuo hatte mir damals schon erzählt, dass für beide der Gedanke, im staubigen und provinziellen Meifang festzusitzen, der reine Horror sei. Ich kannte Minghuos Mann noch aus der Zeit an Meifang Daxue und hatte, selbst unter Berücksichtigung der chinesischen Zurückhaltung, nie den Eindruck gehabt, dass die beiden verliebt waren. Aber Chinesen haben eine viel pragmatischere Sicht auf die Ehe als wir, die wir die Verliebtheit doch meist als ein sehr wichtiges Kriterium für eine Eheschließung betrachten.

Minghuo erzählte, dass ihr Vater sie gefragt hatte, wieso ich alleine mit einem Mann reiste, auch wenn dieser Mann mein „Verlobter“ sei. Sie habe geantwortet, man solle sich über die Ausländer und ihre Sitten nicht den Kopf zerbrechen; sie machten ja sowieso alles anders ... Ich spürte, dass sie sich trotzdem über meine Wahl wunderte: Wie kam ich nur zu diesem so klassischen **fremden Teufel** ...!

Neben mir, kleiner asiatischen Niederländerin, wirkte Jan riesig, und mit seinen rotblonden Haaren und Bart hätte er Kinder zum Weinen bringen können, noch mal abgesehen von den roten Brusthärchen, die unter seinem Hemd sichtbar waren.

Nachdem wir uns herzlich von Minghuo und ihrem Mann verabschiedet hatten, verbrachten wir unsere letzte Nacht in Qingdao. Im Hotel galt es, so schnell wie möglich zu duschen, denn im Nu stand der Boden unter Wasser, da der Abfluss mehr als nur ein bisschen verstopft war. Ich hatte den Defekt schon am Vortag gemeldet, aber man wusste es schon lange. Man empfand nur keinen Handlungsbedarf.

Unser nächstes Ziel war das ca. 1500 Kilometer entfernte Xi'an, wo Jan die berühmten Tonkrieger sehen wollte. Inzwischen hatte ich gemerkt, wie anstrengend es war, Touristenführer zu spielen, zu übersetzen, sich über alles Mögliche zu erkundigen und zu organisieren. Wenn ich gehofft hätte, ich könnte mich auf der langen Fahrt von Jinan nach Xi'an ausruhen: Pustekuchen!

Als die einzigen Ausländer standen wir in unserem Schlafwagen natürlich im Mittelpunkt des Interesses, und nach der ersten vorsichtigen Annäherung, entwickelte sich ein lebhafter Austausch. Das war immer so schön in China. Die Leute schwiegen einander nicht

an, oder verkrochen sich hinter einer Zeitung, wie in einem deutschen Wartezimmer beim Arzt. Nachdem man erfahren hatte, dass Jan Arzt war, glich unsere Ecke bald selbst einem Wartezimmer. Man setzte sich zu uns und löcherte Jan mit Fragen. Laborwerte wurden diskutiert, Narben gezeigt und Ärmel hochgerollt, damit Jan den Puls fühlen konnte. Ein Mann war besonders hartnäckig, und während Jan ihm den Puls fühlte, zwinkerte er mir unbemerkt zu und sagte in sachlichem Ton und mit einem professionellen Ausdruck auf dem Gesicht: „Ein echter Hypochonder!“

„Es ist alles in Ordnung!“ übersetzte ich, und der Mann war sichtlich erleichtert.

Als das Licht um ungefähr 21.00 Uhr ausging, waren wir erleichtert.

In Xi'an ging die Routine wieder von vorne los; Taxi, Hotel, Besichtigungen, Tickets kaufen.

Abends ließ ich mich erschöpft ins Bett fallen. Zum ersten Male seit Jans Ankunft fragte ich mich, was Laura wohl von dieser Reise halten mochte. Aber ich sprach das Thema nicht an. Und er selbst erwähnte Laura erst am Ende der Reise, in *Guangzhou* (Kanton), als er ein Geschenk für sie suchte. Es wäre bedauerlich, wenn Laura sich Sorgen machte; Jan und ich teilten das Zimmer, nicht das Bett.

In Xi'an nahmen wir einen jungen schweizer Globetrotter aus unserem Hotel im Taxi mit zu den berühmten Tonkriegern. Nicht zum ersten Mal fragte ich mich, wie ein allein reisender Ausländer ohne Chinesischkenntnisse sich wohl durch das Land schlagen mochte ...!

Nachdem das Kind aus dem Reich der Banken erfolglos versucht hatte, ohne Eintrittskarte in die Ausgrabungshalle zu gelangen, machte er heimlich Fotos, was streng verboten war. Wir fanden das sehr bedenklich, da er „zu uns“ gehörte und waren erleichtert, als wir Xi'an verließen und ihn los waren.

Nach Xi'an stand noch das touristische Highlight *Guilin*, im Süden, auf Jans Wunschliste. Da die Verbindung problematisch war, flogen wir zunächst nach Kanton, denn von hier aus konnte man nach Guilin fliegen. Wir quartierten uns für eine Nacht in ein Hostel ein und reservierten schon die Betten für unsere Rückkehr. Wiederum von Kanton aus würde Jan am Ende der Reise mit dem Flügelboot nach Hong Kong zurückkehren.

Über Jahrhunderte hinweg haben die interessant geformten Karstberge von Guilin chinesische Dichter und Maler inspiriert. Während einer

Schiffahrt auf dem Li Fluss, zog eine wunderschöne, einzigartige Gebirgslandschaft an uns vorbei.

Zurück in Kanton, hatte ich zunächst ein kleines Anpassungsproblem. Kantonesisch ist eine völlig andere Sprache als die nordchinesische Standardsprache. Und man bemühte sich anscheinend auch nicht sehr um die Pflege der Nationalsprache, denn Peking war weit weg. Ich wurde regelmäßig falsch verstanden, und das lag nicht an meiner Aussprache.

Wenn wir durch die geschäftigen Straßen gingen, musste ich manchmal an die abschätzigste Bemerkung eines chinesischen Studenten an Meifang Daxue denken: Im Süden seien die Leute nur an Geld interessiert; die Südchinesen im Allgemeinen und die Kantonesen im Besonderen.

Unser Hostel hätte sein Urteil bestätigt. Es war eigentlich ein Hostel für Chinesen, aber da der Strom von jungen Globetrottern aus Hong Kong immer größer wurde, hatte man für diese Schlafsäle eingerichtet. Die Bettlaken wurden seltener gewaschen als die Bettgäste wechselten. Nachdem ich mein Bett gesehen hatte, stapfte ich wütend mit den schwärzlich verdreckten Laken zur Rezeption. Als Ausgleich für meine nicht sonderlich einschüchternde Erscheinung trug ich dick auf: **Unerhört! So etwas sei mir im Norden noch nie passiert! Und überhaupt noch nirgendwo in China!**

Ich hoffte, dass diese Bemerkung ihren Regionalstolz verletzen würde, aber man fand die Sache weder peinlich, noch dringlich, und saubere Laken bekam ich erst, als ich keine Anstalten machte, mich zu verziehen. Bis dahin hieß es: „Meiyou“, was eigentlich bedeutet: „Gibt es nicht/Haben wir nicht/Ist nicht da“; in sehr vielen Fällen jedoch meint: „Kriegst du nicht!“

Später geriet ich versehentlich zufällig in den Teil des Gebäudes, der den chinesischen Gästen vorbehalten war und siehe da! Wie ich schon vermutet hatte: Hier waren die Räume ordentlich gepflegt und die Betten blitzsauber bezogen.

Ich war nicht sehr angetan von der geschäftigen Atmosphäre in Guangzhou, und mein Unbehagen wurde noch verstärkt durch das feuchtwarme Klima. Aber auf der Insel *Shamian*, dem alten Konzessionsgebiet der Briten und Franzosen, spazierte ich gerne herum. Sie strahlte mit ihren westlichen, kolonialen Bauten eine gewisse vornehme Ruhe aus. Ein Spaziergang über einen Markt veranschaulichte, was derselbe kritische Student an Meifang Daxue mir zusätzlich zitiert hatte: „Die

Kantonesen essen alles, was fliegt, außer Flugzeugen; und alles, was Beine hat, außer Tischen.“

Wir sahen auf dem Markt allerlei beklagenswerte, noch lebende Tiere, meist in engen Käfigen gesperrt; Affen, Schlangen, Eulen, Schildkröten, krabbelnde Meerestiere und sogar vereinzelt auch junge Hündchen. Allerdings war ich mir nicht sicher, ob die Tiere wirklich alle **gegessen** würden; ich wollte es lieber nicht wissen. Ich hatte schon gemerkt, dass es hier eine richtige **Esskultur** gab. Das nordchinesische Essen, das im Vergleich etwas karg anmutete, war mir trotzdem sympathischer.

Die allerletzten Tage in Guangzhou wurden noch spannend, als ein Taifun aufzuziehen drohte, was Jans Fahrt nach Hong Kong gefährdete und somit auch seinen Flug.

Ich verließ die Stadt einen Tag vor seiner geplanten Abfahrt. Wir fuhren abends gemeinsam zum Bahnhof und verabschiedeten uns ohne große Emotionen. Ich glaube, wir waren beide in Gedanken schon bei der Rückreise. Ich hängte mich aus dem Fenster und gab ihm einen herzlichen Abschiedskuss. Als der Zug abfuhr, winkte ich ihm so lange wie möglich nach. Während er immer kleiner wurde, regte sich dann doch leise ein zärtliches Gefühl in meinem Herzen: **Mögen die Götter dich sicher nach Hause führen.**

Dann war er weg, und ich machte es mir auf meiner Liege bequem.

Auf der über 2000 Kilometer langen Fahrt nach Peking langweilte ich mich nicht. Ich las, plauderte ab und zu mit meinen Mitreisenden, reflektierte über die Reise mit Jan und beobachtete interessiert, wie sich die Landschaft änderte.

Am übernächsten Tag, frühmorgens, erreichten wir Peking.

Es schien plötzlich Herbst geworden zu sein: Es war ziemlich kühl und sogar **bewölkt!**

Ich trat aus dem Bahnhof und zog tief die schmutzige Luft ein. Ich war wieder im Norden, ich war wieder in Peking: Ich war zu Hause.

Und ich sehnte mich nach meinem Zimmer im Shaoyuan Lou, nach den Gesprächen in der Mensa und nach Dampfnudeln mit süßen Bohnen. Ich freute mich darauf, Peter alles zu erzählen.

Nach Jans Besuch geriet mein Studentenleben endlich in geordnete Bahnen.

Zunächst muss ich sagen, dass ich auch im weiteren Verlauf des Jahres kaum einen Vorlesungssaal von innen gesehen habe. Ich redete

mir ein, dass ich mehr Wert legte auf Selbststudium und kaufte mir die Bücher, die ich brauchen zu können glaubte.

In meinen ehrlichsten Betrachtungen musste ich mir jedoch eingestehen, dass mein erneuter Aufenthalt in China das Interesse für die Sinologie, entgegen meinen Erwartungen, nicht wiederbelebte, sondern verringerte. Ich kannte das Alltagsleben in China, und das reichte mir. Was kümmerten mich noch politische und wissenschaftliche Analysen? Sie langweilten mich. Es schien so lange her, dass ich noch einigermaßen von Ehrgeiz erfüllt gewesen war. Die Trennung von Jan hatte mir gezeigt, dass es wichtigere Dinge im Leben gab als einen akademischen Abschluss. Ich war wieder in China, weil ich damals dem Liebeskummer zu entfliehen suchte, aber es hätte genau so gut ein anderes Land sein dürfen.

Das Studium war jedoch auch meine Rettung. Mit Persisch war ich gescheitert, und das sollte mir kein zweites Mal passieren! Diesmal würde ich, auf Teufel komm raus, den Abschluss schaffen! So gab mir das Studium ein Ziel und half, das Gefühl zu verdrängen, das, wie immer, gar nicht so tief versteckt, eigentlich gerade unter der Oberfläche, schlummerte: **Was mache ich hier eigentlich? Nichts interessiert mich wirklich! Wozu das alles?**

Ach, könnte ich doch etwas finden, was mich interessierte! Was meinem Leben **Sinn** gab. Was ich wirklich **gut** konnte und wirklich **gerne** machte.

Ich beneidete Peter um seine Lust auf Bücher. Auch er betrieb hauptsächlich Selbststudium, und wenn ich mal vorbeischaute, war er meistens gerade vertieft in einen chinesischen oder japanischen Text. Wenn ich mich an den Schreibtisch setzte, startete ich zwar zu oft und zu lange aus dem Fenster, aber es gelang mir immer wieder, mich auf einen Text zu konzentrieren: Mit Disziplin, aber ohne **Gefühl**.

Im Winter kam einmal unser ehemaliger Dozent für modernes Chinesisch, Dr. Lee Wang, für einen Arbeitsbesuch nach Peking. Er wohnte kurz im Shaoyuan Lou und wir aßen ein paar Mal zusammen in der Mensa, wo er eine auffällige Erscheinung abgab. Er trug immer noch den dunklen Anzug mit Seidenschälchen. Der Aufenthalt in Peking hatte die ironische Art, in der er über die Volksrepublik zu reden pflegte, nicht gemildert. Als er mich nach dem Studium fragte und ich zugeben musste, dass ich nicht die fleißigste war, sah er mich einige Sekunden ausdruckslos an und sagte dann mit Nachdruck: „Hey! You’re not in China to **study!**“ Und fuhr fort, mir zu erklären, dass es für mich viel

nützlicher wäre, China zu bereisen und meine Sprachkenntnisse zu vervollkommen. Das wollte ich mir zu Herzen nehmen.

Wenn ich nicht fensterstarr am Schreibtisch saß, traf ich mich gerne mit einigen Leuten, denen auch nicht gerade vor intensivem Studieren der Dampf aus den Ohren stieg.

Inzwischen hatte ich mich mit zwei Studentinnen enger angefreundet, mit einer Pakistanerin und mit einer Hawaiianerin, Amina und Rose. Beide hatten, bevor sie nach Beida kamen, am PLI, dem Sprachinstitut, studiert.

Amina kam aus einer wohlhabenden, einflussreichen Familie in Karachi. Sie zeigte die typische Ambivalenz einer privilegierten, westlich orientierten Pakistanerin. Sie war praktisch in London aufgewachsen, und obwohl sie vernarrt war in ihre Großfamilie, konnte sie doch nicht gut in Pakistan, mit all seinen Restriktionen für Frauen, leben.

Seit dem Sprachinstitut war sie heftig verliebt in einen Kongolesen, Jean, und dieser war auch der Grund, dass sie noch in China war. So lange sie studierte, fragte sich ihre Familie nicht, warum sie nicht nach Hause ging. Von der Beziehung mit Jean durfte die Familie natürlich nichts wissen. Sie träumte davon, Jean eines Tages heiraten zu können, aber dies wäre nur möglich, wenn sie im Ausland blieb. Würde sie nach Pakistan zurückkehren, könnte ihr Vater theoretisch ihren Pass an sich nehmen und ihr die Ausreise verbieten.

Amina liebte ihren Vater aber sehr. Sie meinte, es würde ihm das Herz brechen, wenn er wüsste, sie wolle einen Afrikaner heiraten. Jean selbst indes verlor nie ein Wort über die Zukunft. Ich vermutete, dass er diese sehr realistisch einschätzte. Er war Diplomat an der kongolesischen Botschaft, und bei den wenigen Gelegenheiten, da ich ihm begegnete, stellte ich fest, dass er in seinem dunklen Anzug distinguiert aussah und sehr zurückhaltend, ruhig und schweigsam war. Sie und Jean sprachen Chinesisch miteinander. Es war eine Beziehung, die nur in China problemlos bestehen konnte, und Amina hing leidenschaftlich an Jean.

Amina trug immer einen nachdenklichen Ausdruck im Gesicht. Man konnte sie nicht leicht zum Lachen bringen. Sie freundete sich nicht schnell an und machte einen reservierten Eindruck. Hatte man ihr Herz aber gewonnen, dann war sie eine gute Freundin. Ich konnte zu jeder Tageszeit bei ihr anklopfen, denn sie hatte keine Zimmergenossin. Wenn sie noch im Bett lag, durfte ich mich mit Kaffee und mit allem, was sie noch in Vorrat hatte, bedienen. Was ich auch ungeniert tat. An

Wochenenden war sie zu nichts nütze, denn dann war sie immer bei Jean.

Rose war ein anderes Kaliber. Dies war ihr zweites und letztes Jahr in China, und sie war fest entschlossen, unkomplizierten Spaß zu haben mit Männern, bevor sie auf ihre Pazifikinsel zurückkehrte. Und zu ihrem polynesischen Freund Bill, dem, wie sie meinte, kein Kerl in Peking jemals das Wasser reichen könnte.

Rose spielte konsequent nach **ihren** Spielregeln. Wer mit ihr anbandelte, sollte keine Besitzansprüche anmelden! Sie nahm es einem Herrn schließlich auch nicht übel, wenn er verheiratet war! Sie verdrehte einigen Männern den Kopf, um sie dann keines Blickes mehr zu würdigen. Ich tadelte sie im Laufe des Jahres hin und wieder, dass sie nicht so mit den Männern spielen sollte. Dann lächelte sie ironisch, zog an ihre Zigarette und sagte: „Who cares!“

Rose war sehr groß und überragte manch einen Mann. Dabei war sie nach eigenem Sagen die kleinste Frau in ihrer Sippe. Sie war nicht außergewöhnlich hübsch, war aber üppig gebaut und hatte eine wilde Haarpracht. Aufrecht und stolz bewegte sie sich wie eine Inselkönigin durch sämtliche Hotellobbys und strahlte die Botschaft „Mal sehen, wen ich heute vernasche!“ aus. Wir beide gaben ein interessantes Duo ab. Ich fühlte mich neben ihr wie die Jungfrau Maria, keusch und bescheiden und entsprechend beachtete man(n) mich nicht. Wir waren häufig zusammen, wenn Amina mal wieder lieber Hausfrau spielte bei Jean.

Rose konnte auch gemütliche und häusliche Gesellschaft sein. Dann saßen wir zusammen im Zimmer bei einer Tasse Tee, und sie erzählte über ihre Insel, ihre Sippe und über ihre Verbundenheit mit der Kirche. Sie teilte mit Amina das starke Gefühl von Zugehörigkeit zu der Sippe, und sie konnte Aminas Dilemma gut verstehen. Der Familienclan sei Schutz und Halt, den man nicht leichtfertig aufgäbe; den Mann ihrer Wahl zu haben, bedeutete, die Familie zu verlieren.

Beim Thema „Kirche“ war ich manchmal fassungslos: Da hatten die Missionare keine halben Sachen gemacht. Ich wunderte mich über ihre, in meinen Augen, naive Religiosität.

Irgendwann später hatte ich eine Gitarre gekauft. Wie es dazu kam, werde ich weiter unten erzählen. Ich konnte aber noch nicht spielen.

Rose kam zu Besuch, nahm sie in die Hand und spielte und sang mir einige Gospels vor. Ich hörte überrascht und neidisch zu. Auf ihrer

Insel spiele **jeder** Gitarre, sagte sie. Und die schönsten Lieder seien Kirchenlieder. Die Musik war damals aber das einzig Positive, das ich der Kirche abgewinnen konnte.

Ich hatte noch einige andere Bekannte, zu denen ich für die Dauer des Studienjahres eine freundschaftliche, aber nicht sehr tief gehende Beziehung pflegte. Eine Frau, die ich sehr bewunderte, war eine Philippinerin, Sarah, die einige Jahre älter war als ich.

Sie entstammte einer wohlhabenden, gebildeten Großfamilie in Manila mit Verwandten und Freunden in aller Welt. Somit war Sarah weltgewandt und international orientiert. Über ihren Reisen sprach sie, als ob Geld keine Rolle spielte. Ich mochte sie und ich beneidete sie. Sie verfügte über all die zusätzlichen Qualitäten, mit denen das Leben mich nicht gesegnet hatte. Sie war groß, schlank, selbstbewusst und akademisch orientiert, wie ich es nie sein könnte. Als Philippinerin hatte sie zwar in der Schule schon etwas Spanisch gelernt, aber erst durch die Ehe mit einem Peruaner sprach sie es jetzt fließend wie eine Muttersprachlerin. Somit knüpfte sie auch leicht Kontakte zu allen Spanischsprechenden in Peking. Sarah war eine angenehme Gesprächspartnerin, denn sie war nicht nur gebildet und interessiert, sie strahlte auch die ruhige Freundlichkeit eines Menschen aus, der sich nie Gedanken machen musste über seinen Platz in der Welt.

Leider war sie häufig abwesend, denn sie hatte einen großen Bekanntenkreis. Die Wochenenden verbrachte sie meistens bei Freunden in den Diplomatencompounds.

Ein anderer Bekannte, der regelmäßig auf einen Tee zu mir ins Zimmer kam, war Terence, ein Amerikaner. Anfangs kam er, um sich den Frust von der Seele zu reden, dass er, trotz der Anwesenheit vieler Frauen im Shaoyuan Lou, seine Jungfräulichkeit einfach nicht loswerden konnte.

Später, um zu erzählen, **dass** und **mit wem** und **wie** es endlich geklappt hatte. Und noch später, um sein von Liebeskummer gequältes Herz auszuschütten.

Jemand sagte mal, ich solle ein Schild mit „Beratung in Herzensangelegenheiten“ an meine Tür hängen. Ich schien vertrauenswürdig genug auszusehen, um mir Kummer anzuvertrauen.

Und schließlich war da noch Anna, aus der Tschechoslowakei, die sehr gut Englisch sprach. Sie war groß, dunkelhaarig und exotisch. Ihre Stimme war voll und warm, so wie ihre Person. Es war immer schön, mit ihr zusammensitzend; wenn sie denn da war, denn auch sie hatte viele Freunde.

Das unnatürliche Zusammengestecktsein in Ausländerkomplexen und die sexuelle Frustration von Menschen, die einige Jahre fern der Heimat in China verbringen mussten, leistete der Entstehung von Beziehungen, die sonst nie entstanden wären, Vorschub.

Kein Wunder also, dass großen Partys als Begegnungsgelegenheiten entgegengefiebert wurde. Im Rahmen der Anti-Langeweile-Strategie gab es im Shaoyuan Lou ab und zu Partys mit Musik und Tanz in der Mensa. Die erste große Party des Semesters, die das Auslandsamt organisierte, ließ auch Studenten von den umliegenden Hochschulen und Instituten erwartungsvoll nach Beida strömen. Richtig fetzig wurde es nicht, aber das machte nichts. Wichtig war das gegengeschlechtliche Beäugen. Unübersehbar im wörtlichsten Sinne war ein afrikanischer Student aus, wie man mir sagte, Burundi. Ob er möglicherweise zu dem Watutsi-Volk gehörte? Als Kind hatte ich mal gelesen, dass die Watutsi die größten Menschen auf Erden seien. Der Student ragte, wie eine Giraffe, mit den Schultern über alle andere hinaus. Ich fragte mich, wer von uns beiden die besseren Chancen hätte: Er als Riese oder ich als Zwerg.

Selbstverständlich war auch Nils von Renda herbeigeeilt, um die Lage zu sondieren, bevor er seine erprobten Jagdmethoden einsetzte.

Das Mitbringen von chinesischen Freunden wurde nicht gerne gesehen. China stand zwar an einem Scheideweg, aber Kontakte zwischen Chinesen und Ausländern stießen immer noch auf Missbilligung und sexuelle Beziehungen schon gar.

Wenn unsere erste große Party letztendlich nicht berauschend war, da ziemlich zahm und gehemmt, so würden doch alle Newcomers im Laufe der Zeit merken, dass man in Peking durchaus nett feiern konnte. Allerdings nur in der Ausländergemeinschaft. Die Afrikaner schmissen die fröhlichsten Partys: In entspannter und heiterer Atmosphäre wurde gut gegessen, getanzt und natürlich gutmütig geflirtet. Immer.

Wie eine richtig fetzige Feier aussehen konnte, zeigten uns später einmal ausgerechnet die sozialistischen Genossen aus der Sowjetunion. Ihre Veranstaltung lief ein wenig aus dem Ruder und führte anschließend zu einem Protest bei der russischen Botschaft.

In der Mensa erzählte man sich, die Russen seien betrunken und laut grölend durch den Flur getorkelt und Flaschen seien durch die Luft geflogen. Das Personal sei stinksauer gewesen über die Großreinigung, die in der Folge zu veranstalten war.

Es hieß, dass die Botschaft daraufhin kein Alkohol mehr an ihre Studenten ausgab.

Eine Information, die Fragezeichen aufwarf. Vielleicht versorgte die russische Botschaft ihre Leute mit Wodka und Wein, so wie die niederländische Vertretung für einen kleinen Kreis Käse ins Land schaffte ...?

Eine gute Gelegenheit, die Mitstudenten noch etwas besser kennen zu lernen, war eine zweiwöchige Studienreise in November. Es gab zwei Reisen, je nach Fakultätsangehörigkeit. Wir Geschichtsstudenten fuhren, begleitet von drei Lehrern gen Süden, unter anderem nach Shanghai und Nanjing. Die Reiseleitung lag in den Händen von Zhang-laoshi, der dem Auslandsamt angehörte.

Wenn man mit einem Anliegen zu ihm ging, hörte er immer geduldig zu, lächelte höflich, manchmal sogar amüsiert und blieb unverbindlich und unnahbar. Ich traute ihm Unnachgiebigkeit zu, denn ich hatte das Gefühl, dass Zhang-laoshi sehr erfahren war im Umgang mit Ausländern, was hieß, dass er inzwischen ein dickes Fell hatte. Wie viel Macht er wirklich hatte, wusste niemand, denn Ausländer konnten nie durchschauen, **wer**, **wann** und **wo**, **welche** Entscheidungen traf.

Auf der langen Fahrt nach Shanghai war jedoch sogar Zhang-laoshi locker, auch wenn er sich nicht in lange Gespräche hineinziehen ließ. Er sprach nur Chinesisch, aber man munkelte, dass er auch Englisch konnte.

Die Atmosphäre im Schlafwagen war recht entspannt. Die beiden „älteren, ostdeutschen Studenten“ tauten auf und wurden kommunikativer. Einer von ihnen würde mir später in Shaoyuan Lou sogar mal ein Foto von seiner Familie in der DDR zeigen.

Sarah hatte ein Päckchen Spielkarten mitgebracht, und in regelmäßig wechselnder Gruppenzusammenstellung wurde stundenlang mit Suchtpotenzial gespielt. Als das Licht ausgeschaltet wurde, kamen Sarah und ich auf die Idee, nachts, wenn alle schliefen, aufzustehen und in einer schnellen und geräuschlosen Aktion alle Schuhe zu vertauschen. Gesagt, getan. Wir trugen die Schuhe von einem Ende des Wagens zum anderen. Am nächsten Morgen herrschte eine, für uns genussvolle, allgemeine Verwirrung.

Nicht jeder war von unserem Streich angetan. Ein Japaner, der sich während der Reise als Morgenmuffel erweisen sollte, der er bis abends blieb, verlangte empört zu wissen, wer der Bösewicht sei. Zhang-laoshi suchte kopfschüttelnd aber verschmitzt lächelnd seine Schuhe. Er unterhielt sich leise mit den Kollegen, während ihre Augen suchend über die Gruppe gingen, aber sie verzichteten auf Kommentare.

Sarah und ich amüsierten uns köstlich über das Ratespiel beim Frühstück.

„Was meint ihr?“, fragte Terence, „Who dunnit?“

Er schaute uns forschend ins Gesicht, als ob er einen Verdacht hegte.

„Ich tippe auf Zhang-laoshi“, sagte ich. „Man weiß nie, was hinter dieser unergründlichen Fassade steckt!“

„Meinst du ...?“ Zweifel erschien auf seinem Gesicht. „Kann ich mir kaum vorstellen!“

Dummkopf, dachte ich; als ob die Chinesen sich je zu einem solchen Streich herablassen würden ...!

In Nanjing waren wir untergebracht im Ausländerwohnheim der Universität. Ich hörte, dass es das einzige Gebäude auf dem Campus war, das beheizt wurde. Shanghai und Nanjing waren ja „im Süden“, wo man keine Heizung brauche. Ein Witz, fand ich, denn es wurde auch hier empfindlich kalt, zumindest für Weicheier wie uns. Ich durfte eine niederländische Studentin mit Einwegspritzen erfreuen, die ich aus Peking mitgebracht hatte. Die meisten Ausländer hatten, nicht zu unrecht, einen Horror vor den landesüblichen Mehrwegspritzen. Kein Wunder: Damals soll die Infektionsgefahr recht hoch gewesen sein.

Es war eine interessante Reise gewesen, und von mir aus hätte sie noch viel länger dauern dürfen. Aber zurück auf Beida freute ich mich dann doch wieder über mein Einzelzimmer.

Das Wetter wurde jetzt immer kälter, und man blieb zwangsläufig mehr drinnen. An der Nachrichtenwand erschienen eindringliche Mahnungen des Auslandsamtes bezüglich des Gebrauchs von *dianlus*. Eine *dianlu* war eine kleine elektrische Kochplatte, die die meisten Langzeitstudenten besaßen. Nicht nur, um ab und zu die heimische Kost zuzubereiten, sondern auch, im Winter, als zusätzliche Wärmequelle. In allen Studentenwohnheimen war der Gebrauch von *dianlus* verboten. Wegen der Brandgefahr und weil sie einfach Stromfresserchen waren. Und wenn viele gleichzeitig benutzt würden, warnte man uns, breche die ohnehin labile Stromversorgung zusammen. Das Verbot wurde von allen schmunzelnd zur Kenntnis genommen und ignoriert.

Es galt, den Winter ohne frieren zu überstehen, und dazu brauchte man, witzelte ich manchmal, eine *dianlu* oder eine(n) Geliebte(n). Ich amüsierte mich über die inkongruenten Liebesbeziehungen, die aufblühten, und nichts deutete daraufhin, dass es mich selbst auch bald erwischen würde.